Martin Buber

Erzählungen von Engeln Geistern und Dämonen

BÜCHEREI DES SCHOCKEN VERLAGS / 11

BÜCHEREI DES SCHOCKEN VERLAGS / 11

MARTIN BUBER

ERZÄHLUNGEN VON ENGELN GEISTERN UND DÄMONEN

SCHOCKEN VERLAG / BERLIN 1934

DER ENGEL UND DIE WELTHERRSCHAFT

Es war zu einer Zeit, da aus dem Willen des Herrn, in dessen Hand Ursprung und Ende eines jeglichen Dinges ist, Pein und Siechtum ungemessen sich über die Erde ergoß. Die Luft war vom Dunst der Tränen beschwert und vom Hauch der Seufzer trüb. Wehmut lag über den Heerscharen selber, die den Thron umstehn. Unter ihnen aber war einer, dem hatte das Leid, auf das er niederblickte, die Seele verstört. Wenn er seine Stimme in den Gesang der andren mengte, rang der Zweifel in ihm mit der Treue, seine Gedanken lehnten sich auf und vermaßen sich am Herrn. Nimmermehr konnte er verstehn, warum Tod und Verderben die Bindeglieder sind in der Kette des Geschehens. Da empfand er einmal erschauernd, wie das Auge des Seienden in sein Auge drang und die Verwirrung seines Herzens erfaßte. Er reckte sich auf und trat vor den Herrn, aber seine Kehle versagte, als er reden wollte. Der Herr jedoch rief ihn mit Namen und berührte seine Lippen. Nun fing der Engel zu reden an. Er begehrte, daß Gott die Führung der Erde für die Frist eines Jahres in seine Hände geben möge; er wolle sie zum Guten führen. Die Scharen erzitter-

ten um den Verwegenen. Dann aber erstrahlten die Himmel unter dem Lächeln Gottes. Er blickte den Heischenden liebreich an und sprach die Gewährung aus. Erglühend hob der Engel sich von hinnen.
Nun kam ein Jahr der Wonne und der Anmut über die Erde. Der lichte Engel schüttete den ganzen Überfluß seines gnadenseligen Herzens auf ihre verängstigten, in Nöten erstarrten Kinder. Kein Schrei des Siechtums und des Sterbens störte die rauschenden Harmonien. Der dunkle Genoß in der stählernen Rüstung, der vor kurzem noch brausend durch die Lüfte geeilt war, stand mit gesenktem Schwert, seines Amtes entsetzt, in verdrossenem Warten bei Seite. So schwebte die Erde erst in einem Blütenhimmel, dann lag auf ihr die Last der Frucht. Die Menschen zogen, als der Sommer reif war, singend durch die sattgelben Felder, kein Sterblicher wußte sich solchen Segens zu entsinnen. Die Ernte kam, und es schien, als ob die Mauern bersten und die Dächer sich heben müßten, um all der Fülle Raum zu bieten.
Der helle Engel lebte in einer Glorie stolzer Zufriedenheit. Ging auch die Herrschaft an dem Tag, da der erste Winterschnee die Fluren deckte, wieder in Gottes Hände über, so hatte er doch Güte so über alles Maß gespendet, daß die Söhne der Irdischen auf eine lange Zeit der Gaben sich erfreuen würden.

Es kam aber ein kühler, später Tag im Jahr, da scholl ein tausendstimmiges Wehgeschrei empor. Erschreckt fuhr der Engel zur Erde nieder und trat, als Pilger angetan, in das erste Haus am Weg. Sie hatten das Korn gedroschen, zu Mehl gemahlen und zu Brot gebacken – aber, weh, das Brot, das aus der Glut stieg, zerfiel in Stücke, und die Stücke waren ungenießbar, sie erfüllten den Mund mit widerlichem Erdgeschmack. Und so war es im zweiten Haus und im dritten und überall, wo der Engel seinen Fuß hinsetzte. Die Menschen lagen am Boden, rissen sich die Haare und fluchten dem König der Welt, der ihre armen Herzen mit seinem falschen Segen genarrt habe.

Der Engel flog hinweg und stürzte seinem Meister zu Füßen. »Herr«, schrie er, »laß mich verstehn, wo in meiner Kraft und Aufsicht der Mangel lag!«

Da erhob Gott seine Stimme und sprach: »Es ist ein Ding bei mir, und bei mir allein seit Anbeginn, zu schwer und zu grausig für deine sanften Geberhände, mein freundlicher Gesell, – das heißt, die Erde mit Fäulnis nähren und mit Schatten decken, daß sie aus dem Samen gebäre, – das heißt, die Seelen mit Blut und Schmerzen fruchtbar machen, daß das Werk aus ihnen erstehe.«

DIE GESCHICHTE VON DER KRÄUTERTRUHE UND DEM GOLDENEN KALB

In der Stadt Rom stand von Urzeiten her ein mächtiger Turm, zu dem sieben eiserne Pforten führten, eine vor der andern. Jede war mit vielen mächtigen und kunstreichen Schlössern versperrt. Seit Menschengedenken gebot es der Brauch, daß jeder neue König an dem Tag, an dem er die Krone empfing, der siebenten und äußersten Pforte zu allen übrigen noch ein neues Schloß anlegen ließ. Diese Sitte war so alt und so viele Geschlechter hatten ihrer gepflogen, daß allgemach der Grund, der sie gebot, in Vergessenheit gesunken war.

Zu einer Zeit war ein Kaiser in der Stadt Rom gestorben, und zu Rate kamen alle, die groß waren im Volk, daß sie den neuen Herrscher wählen sollten. Einer erwies in ihrer aller Augen sich würdig, sie erhoben sich und sprachen zu ihm: »Es ist des Volkes Wunsch, daß du über uns herrschen sollst.« Er erwiderte: »Ihr seht mich bereit zu tun, wie ihr verlangt. Doch ehe ich die Bürde der Krone mir auflade, sollt ihr in einem Ding mir willfahren. Ich fordere, daß ihr mit Schrift und Siegel euren Willen und den Willen des ganzen

Volkes in meine Hand leget, euch ohne Widerstand dem ersten Gebot zu beugen, das ich als euer Kaiser über euch aussprechen werde.« »Was gedenkst du«, fragten sie, »über uns zu verhängen?« Er antwortete: »Kein Wort sollt ihr hören, bis ihr mit Schrift und Siegel euer Vertrauen mir dargebracht habt.« Sie hielten Rat, und es wurde beschlossen, wie der neu erwählte Kaiser es bestimmt hatte. Sie erhoben ihn alsbald auf den Thron und setzten ihm die Krone aufs Haupt. Am nächsten Tag beschied er alle Großen zu sich und redete zu ihnen: »Ein kleines Ding ist's, das ich euch gebiete. Es ist nur, daß ihr den alten verschloßnen Turm, der sieben wohlverwahrte Pforten hat, mir öffnen möget, denn meine Seele begehrt zu wissen, was sich in ihm verbirgt.« Da riefen alle wie mit Einem Mund: »Herr Kaiser, was Ihr da aussprecht, dünkt uns ein schweres Vermessen. So viele Herren seit undenkbaren Zeiten diese Stadt regierten, keiner war, der das Begehren getragen hätte, den Turm zu öffnen. Vielmehr war es die erste Tat eines jeden, daß er ein Schloß zu den ungezählten übrigen hinzutat, dies alte Geheimnis mit immer mehr Erhabenheit zu wahren. Nun stürmt Euer Begehr heran und will die Schranke niederreißen, die hundert Geschlechter errichtet haben. Uns bangt, es möge Unheil aus den geöffneten Pforten hervorgehn und über unsre Stadt

kommen.« Der Kaiser rief: »Spart eure Worte. Es tut einzig not, daß ihr mir diesen Turm öffnet, daß ich in ihn eingehe und sehe, was in ihm ist.« Sie holten die Schmiede der Stadt herbei. Nach gewaltiger Arbeit taten sich die sieben Tore des Turmes auf. Der Kaiser stählte sein Herz und ging als erster hinein. Ringsum standen Rat und Volk in Entsetzen und Erwartung. Dem Kaiser folgten nur einige seiner Männer. Er selbst durchwanderte den Turm von Gemach zu Gemach und ließ keinen Raum unerforscht, aber alle fand er leer bis auf den letzten, der inmitten lag. In ihm stand eine Truhe, gleißend, ganz aus hartem Gold, von unlösbaren Zeichen überzogen. Der Kaiser hob den Dekkel, da wallte mannigfacher Geruch empor und erfüllte die Luft, betäubend wie der Atem der Erde im Frühling. Die Truhe war gefüllt mit allen Arten von Kräutern, welche die Lande bedecken in ihren Höhen und Tiefen, und sie waren grün und voll aufsteigenden Saftes, wie zu der Zeit, da eine Hand sich dem Erdboden genähert und sie seinem Schoße entrissen hatte. Den Kaiser befiel ein Staunen, und er rief: »Wie mag es geschehn, daß diese Gewächse, die tausend Jahre und mehr ohne Nahrung in dumpfer Finsternis verschlossen waren, heute so frisch sind wie an dem Tag, an dem die frühe Sonne sie einst aus dem Erdreich gelockt hatte?« Aber es war nichts als Schwei-

gen rings um ihn. Er wandte sich ab und befahl seinen Knechten, die Truhe auf ihre Schultern zu laden und in seinen Palast zu tragen. Sogleich sandte er Boten in die Stadt und ließ die Diener aller Götter und die Magier und Zeichendeuter zu sich rufen. Alle versammelten sich um seinen Thron. Der Kaiser sprach vor ihrem Angesicht ein Gebot aus: »Es tut not, daß ihr mir das Geheimnis jener Kräuter ergründet, die am heutigen Tag meine Hand aus dem Grunde des alten Turms gehoben hat. Entzieht ihr euch meinem Befehl, so sollt ihr wissen, daß ihr euren Tod erwählt habt.« Sie redeten: »Ewig lebe unser Herr, der Kaiser! Seine Gnade gewähre uns eine Frist, zu forschen, was die Hand der Schreiber an alten Kunden niedergeschrieben hat und was die Zeichen des Himmels eröffnen, ob es uns nicht gelingt, die Wurzel des Geheimnisses zu finden.« Der Kaiser antwortete ihnen: »Ich gewähre euch eines Mondes Umlauf.« Sie versenkten sich nun den Tag über in die alten Schriften, erhoben allnächtlich ihre Augen zu den Sternen und horchten um die Zeit der Schatten auf die Stimmen der Wasser. Aber nirgends ging ihnen die Kunde auf, und in Eitelkeit verflossen die Tage. Als der letzte herankam, der mit seinem Sinken die Frist vollenden sollte, sammelte sich das ganze Volk um die Weisen, ließ von seiner Arbeit und von seinen Gepflogenheiten

und gab sich dem Fasten hin, und die Hilferufe aller stiegen zu den Göttern auf.
In jener Zeit lebte in der Stadt Rom ein Mann, der in seinem Leben ein Jahrhundert sich hatte erfüllen sehn. Er hatte sieben Söhne, alle waren in Weisheit groß geworden und von der Ehrfurcht der Menge umgeben. Sie gehörten zu den obersten Priestern der Götter. Stets aber führte sie ihr erster Weg des Morgens, ehe sie den Gedanken der Welt in ihre Seele Einlaß gewährten, zu ihrem alten Vater, ihn zu grüßen und seinen Segen zu empfangen. An jenem letzten des vollendeten Mondes jedoch blieb der Greis zum erstenmal in den Tagen seines Alters verlassen, und erst am Abend, als die Söhne aus dem Rate nach Hause kehrten, versammelten sie sich um ihn. Er sprach zu ihnen: »Meine Söhne, wodurch scheidet sich dieser Tag von allen Tagen, daß ihr nicht zu mir gekommen seid, wie es euer guter Brauch ist?« Sie antworteten: »Unser Vater, was sollen wir reden und uns rechtfertigen? Wisse, daß wir unserer Trauer hingegeben waren, erfüllt von unserm bösen Schicksal. Nach dieser Nacht tagt der Morgen, da wir dich einsam lassen müssen in der Zeit deines hohen Alters.« Als der Alte ihre Worte vernahm, war es, als ob er durch die Lider ihrer Augen blicke wie durch Glas, und er sprach: »Bei eurem Leben, meine Söhne, laßt mich diesen ganzen Gegenstand hören.«

Sie erzählten ihm von dem Fund der Kräutertruhe in dem verschlossenen Turm und von dem Verhängnis, das der Mund des Kaisers über sie ausgesprochen hatte. Der Alte sprach: »Wenn dies eure Sorge ist, sollt ihr guter Dinge sein, denn das Wesen dieser Sache ist mir kund. Morgen, wenn der Tag aufsteigt, werdet ihr mich vor den Kaiser führen und ich werde die Schleier vor ihm aufdecken.« Die Söhne fielen ihrem Vater zu Füßen, küßten seine Hände und redeten zu ihm: »Es lebe deine Seele, wie du uns belebt hast.« Am Morgen danach trugen sie ihn auf ihren Schultern in den Palast des Kaisers, führten ihn vor den Thron und sprachen: »Unser Herrscher, wir sind gekommen, um dich das Geheimnis dieser Kräuter wissen zu lassen.« Der Alte redete nun so zum Kaiser: »Herr, neige mir dein Ohr, denn ich bin es, der den Grund dieses Dinges in Vollkommenheit kennt, wie er von Urzeiten von Mund zu Mund überliefert ist. Es war ein König über Rom aus dem Geschlecht von Eliphas, dem Sohne Esaus, der erbaute jenen Turm mit den sieben erzenen Pforten und ließ jene goldne Truhe hineintragen und in sie legte er sechzig zehntausende Arten von Kräutern nach den sechsmalhunderttausend Seelen Israels, die aus Ägypten zogen. Und er tat über sie einen zwingenden Spruch, daß all die Zeit, da die Kräuter in ihrer Grüne und Feuchtigkeit verharren

werden, die Gewißheit sei, daß Israel bestehe und in der Welt verharre, wenn sie aber vertrocknen, möge die Gewißheit sein, daß der Stamm Israels verdorre und von der Welt hinweggetilgt werde. Und er schloß die goldne Truhe in den letzten innersten Raum des Turms und ließ die ehernen Tore versichern, daß keiner Eingang gewinne, die Kräuter zu tränken, daß sie in der goldnen Truhe kein Körnchen Erde fänden, daraus Leben zu saugen, und daß kein Zug wärmender Luft in die dumpfen Tiefen des Turmes dringe. Dann erließ er ein Gebot, daß jeder, der nach ihm über Rom herrsche, der siebenten Pforte ein neues Schloß anfüge. So wollte er die Kräuter ausdörren und Israel von der Erde vertilgen. Aber, du hast es gesehn, Herr, der Zauber war ohnmächtig, denn in tausend Jahren ohne Licht und ohne Erde sind die Kräuter frisch geblieben. Nun beuge du dein Ohr tiefer zu mir und ich will dir das letzte Geheimnis offenbaren. Es war einer unter meinen Urvätern, er war ein weiser Mann und ein Magier und hatte die Welt in ihren Breiten durchzogen, und er war auch in dem alten Lande der Juden gewesen, hatte seinen Fuß auf die Trümmer ihrer Burgen gesetzt und war Tag und Nacht in den öden Streifen umhergewandert. Eines Nachts hemmte die tiefe Dunkelheit seinen Fuß. Es war eine jener Nächte, in denen die Unirdischen die

Elemente beherrschen und keinen Sterblichen dulden. Da suchte er Zuflucht in einer großen verlassenen Höhle und streckte sich auf den dürren Erdboden zur Rast. Aber es kam keine Ruhe über ihn, die Erde zitterte, und tief unter sich im Innern der Felsen und hoch über sich in den Lüften vernahm er Geräusche wie Stimmen von Schatten, die Zwiesprache pflegen. Und er hörte ein Lachen, daß ihm das Herz bebte, und hörte die Stimme des Felsengeistes, die sprach: »Öffnet eure Augen und seht jenen Zug von gekrönten Schemen, die wie getrieben über die Felsen hingleiten und keine Ruhe finden. Es sind die toten Könige, die den Turm bewacht haben, in dem das Schicksal Israels beschlossen ist. Erhebt euch, ihr Stimmen, und lachet der Toren, denn ihr Tun ist eitel und wird es allezeit bleiben. Denn wisset, in der Kette der Geschicke gibt es nur eine Art, daß, das Volk Israel von der Welt vertilgt werde: wenn die Juden je die Geschichte ihrer Befreiung lesen und die Festordnung der Befreiungsnacht abhalten würden über jener Truhe, in der sechzig zehntausende von Kräutern ruhen zum Zeichen der sechsmalhunderttausend Seelen Israels, die aus Ägypten zogen. Sollte dies jemals geschehn, dann wird aus dem Leben der Kräuter der Dämon des goldenen Kalbes wiedergeboren werden, dem sie einst gehuldigt hatten in der Stunde, als auf dem Weg aus

Ägypten Gott sich ihnen offenbarte, und der seither im Unsichtbaren wartet, daß er ins Leben kehre, die Welt beherrsche und Israel verderbe. Wir aber mögen des gewiß sein, daß solches niemals geschehen wird, dieweil diese Schloß für Schloß an die Pforte hängen, die Truhe zu bewahren.« Das sprach die Stimme des Felsengeistes. Andere antworteten ihr, und liebreich redeten die Stimmen aus Luft und Erde von den verbannten Kindern des abgestorbenen Landes. So verbrachte der Wanderer die Nacht. Als er im Morgendämmern den Ort verließ, traf er auf zwei Hirten, die ihre Herden bergan trieben. Sie wandten sich schauernd von ihm ab und einer sprach zum andern: »Sieh diesen Fremdling, er hat in der Höhle des Propheten genächtigt.« Als mein Ahn alt geworden war und seine Seele entfliehen fühlte, vertraute er das Geheimnis seinem ältesten Sohn und dieser dem seinen und so habe ich es von meinem Vater erfahren. Nun aber, o Kaiser, sind du und ich die einzigen, die es kennen, denn ich habe es noch keinem meiner Söhne verraten.«

Als der Kaiser die Worte des Alten vernommen hatte, entließ er ihn in Ehren. Und sogleich heischte er, daß die besten Gold- und Erzschmiede der Stadt geholt würden. Er zeigte ihnen die goldne Truhe, die er in dem Turm gefunden hatte, und befahl ihnen, eine ihr

in der Form und in den Maßen sowie in der Schönheit der Arbeit gleiche anzufertigen und bei Verlust ihres Lebens gegen jedermann zu schweigen. Er gab ihnen Gold, so viel sie bedurften, und hieß sie an einem einsamen Orte seines Palastes arbeiten. Nach einer Zeit brachten sie die Truhe vor ihn, und es war alles so, wie er geboten hatte. Dann füllte der Kaiser den neuen Kasten mit edlen Steinen und Reichtum aller Art. Er entbot einen seiner Diener, den obersten Rabbinen der Stadt herbeizurufen. Als der kam, empfing der Kaiser ihn mit großer Ehre und rief seinem Gefolge zu: »Geht hinweg und laßt mich mit diesem allein.« So blieben die beiden allein, der Kaiser und der Rabbi. Der Kaiser sprach: »Du weißt, es ist noch nicht lang, daß ich die Herrschaft angetreten habe. Gleichwohl kenne ich die Seelen aller Söhne meines Reiches und Bundes und weiß, daß in ihnen keine Treue ist und daß sie der Stunde harren, in der sie sich gegen mich empören wollen, meine Macht zu vernichten und mein Eigentum zu rauben. Ich will dir ein Geheimnis offenbaren und es sei beschlossen zwischen dir und mir. Sieh, ich habe diese Truhe angefüllt mit allem, was meine Hand an Edelsteinen und wertvollem Gerät gefunden hat. Nunmehr begehre ich von dir, daß du sie in dein Haus nehmest. Sie sei in deinem Besitz und du sollst sie erstatten zur Zeit, da ich es gebiete. Denn

ich weiß nicht, was der Tag gebären wird.« Zugleich öffnete er den Kasten vor dem Rabbi und zeigte ihm, daß er vielen Reichtums voll war. Dann sprach er: »Ich gebiete dir, daß diese Truhe ständig vor dir sei, du sollst auf sie achten mit offenen Augen. Vollbringe auf ihr all dein Tun, sie soll dein Tisch sein, darauf zu lesen, zu essen und zu trinken, und sie soll dein Lager sein, darauf du deine Kissen breitest, damit sie immer in deiner Gewalt sei. Deine Augen haben gesehn, daß sie all meine Schätze birgt. Von deiner Ehre werde ich sie einst wiederverlangen.« Der Rabbi antwortete: »Ich nehme das Wort des Kaisers auf mich und werde tun, wie mein Herr befiehlt.« Der Kaiser sandte ihm den Kasten mit zweien seiner Diener zur Nacht ins Haus, aber er hatte zuvor jenen, der voll von Kleinodien war, mit dem andern vertauscht, den er mit Kräutern gefüllt in dem alten Turm gefunden hatte.

Der Rabbi ließ die Truhe in jenes Gemach seines Hauses stellen, in dem er stets zu verweilen pflegte. Sie war ihm fortan Tisch und Lagerstätte und er ließ seine Augen nicht von ihr. Selbst in der Peßachnacht wollte er keine andere Tafel zum Seder bereiten, denn die Truhe. Es stand der Rabbi und hob den Becher und begann den Segen über den Wein zu sagen: »Dieses sind die Feste des Herrn——.« Aber wäh-

rend er sprach, hörte er plötzlich in seinem Haus eine Stimme schreien wie aus großer Not, und die Stimme rief: »Gepriesen sei der wahrhafte Richter! Gesäuertes ist im Haus!« Da verstummte der Rabbi und stand bestürzt über das schlimme Wort. Aber er überlegte in seinem Sinn: »Vielleicht ist es dennoch nur Trug meiner Sinne.« Er nahm aufs neue den Becher in seine Hand und begann den Segen zu sprechen. Und wiederum ging eine große Stimme hervor und schrie: »Gepriesen sei der wahrhafte Richter! Gesäuertes ist im Haus!« Doch der Rabbi achtete nicht ihrer, sprach den Segen und trank den Becher angelehnt aus. Sobald er aber den Seder zu machen begann und die ungesäuerten Brote erhob, erscholl abermals fürchterlich eine Stimme und schrie: »Gepriesen sei der wahrhafte Richter! Gesäuertes ist im Haus!« Da standen sie alle auf und zitterten, und die Söhne des Rabbi sprachen: »Wie lange, Vater, wirst du noch schweigen zu diesem Ding?« Nun gingen der Rabbi und die Seinen aus, das Haus zu durchforschen, und suchten an allen Orten, aber sie vermochten nichts Gesäuertes zu finden und blieben ohne Rat. Der Rabbi entbot einen Diener und hieß ihn zu allen Großen der Gemeinde gehn, sie mögen eilends bei ihm sich versammeln. So geschah es. Der Rabbi empfing seine Gäste und sprach zu ihnen: »Beehrt mich in dieser Nacht und

macht den Seder mit mir.« Sie antworteten ihm: «Wir sind mit Freuden bereit, nach deinem Willen zu tun.« Sogleich setzten sich alle um die Truhe und begannen mit ihm den Seder zu machen. Da erhob sich aufs neue die Stimme und schrie, daß das Haus in seinen Grundfesten erbebte, und verkündete ihre Worte. Der Rabbi sprach: »Ihr habt es alle gehört.« So nahm ein jeder von ihnen eine Leuchte in seine Hand, sie gingen und spürten und suchten im ganzen Haus von einem Ort zum andern, aber nirgends vermochten sie Gesäuertes zu finden. Nun überwältigte den Rabbi die Not seines Herzens. Er sprach zu seinen Gästen: »Wir haben das Haus durchsucht und rein befunden, und nichts haben wir ungeprüft gelassen, es sei denn diese Truhe, die unsere Tafel ist.« Und in der Ehrfurcht vor der Stimme, die er vernommen hatte, erzählte er seinen Genossen, wie dieser Kasten, das Eigentum des Kaisers, in sein Haus gekommen sei. Alsdann hoben sie den Deckel. Da quollen Dämpfe empor, feuerfarben und atemraubend, daß ihnen die Sinne beinahe schwanden. Es wallten immer neue Dämpfe, verschlangen und wanden sich im Raum, und allgemach schlossen sie sich zusammen und verdichteten sich. Und vor den Augen der Rabbinen entstand ein Geschöpf des Abscheus, anzusehen wie das Bild eines Kalbes, aber mit Fängen und Flügeln wie die eines

ungeheuren Raubvogels. Das Wesen stand und zitterte in der Luft, gleichsam durchsichtig, und flakkerte und schien seine Wirklichkeit nicht gewinnen zu können. Seine Augen waren fließendes Feuer ohne Kern und der Atem seines Mundes wie Eishauch und Nebel. Verwirrt standen die Weisen und jeder sprach zu seinem Herzen: »Was hat Gott über uns verhängt, daß er in der geheiligten Nacht diese große Schrecknis über uns bringt?« Der Rabbi aber begann mit starken Worten zu Gott zu reden und seine Seele erhob sich in Rufen und Tränen. Da stieg eine Stimme, eine Tochter des Himmels, hernieder, der Rabbi und alle, die dastanden, vernahmen sie, und sie sprach: »Es male der Rabbi mit seiner Hand auf die Stirn des Geschöpfes den heiligen Namen, er male den Namen auf dessen Herz und auf dessen Füße, und dieses Geschöpf wird sterben.« Der Rabbi erhob sich und schrieb mit seiner Hand auf die Stirn des Geschöpfes den heiligen Namen, da sank der Kopf kraftlos zur Seite. Er schrieb den Namen auf das Herz, da verging dem Wesen der Atem. Er schrieb ihn auf die Füße, da sank es in sich zusammen, stieg vor ihm wie eine Wolke auf und zerging im Raum. Alle, die zugegen waren, überkam eine große Freude. Der Rabbi aber sprach zu ihnen: »Dieser Tag ist ein Tag der Botschaft. Geht hin in Frieden, ein jeder an seinen Ort.«

Sie gingen, ein jeder nach seinem Haus, und sie machten den Seder in großer Freude. In der Fülle der Freuden geschah es, daß kein Schlaf zu ihnen kam, und sie wachten die ganze Nacht wie die Weisen zu Bne Brak.
In der Morgenfrühe kamen Männer vom Kaiser, den Rabbi zu rufen, daß er die anvertraute Truhe zurückbringe. Als der Rabbi damit im Palast erschien, eilte der Herrscher sogleich herzu und hob den Deckel. Da lagen die Kräuter frischer als vordem und sie hatten Knospen und Schößlinge getrieben. Der Kaiser geriet in Verwirrung und fragte: »Ist diese Truhe bei dir geöffnet worden?« Nun erzählte der Rabbi die Geschehnisse der Nacht. Als der Kaiser sie vernahm, beugte sich seine Seele.

Auf dem Hauptplatz einer Stadt im Lande Polen lag ein großes stattliches Haus, wohl sehr alt, aber aus seinen grauen Steinen fest und schmuck gefügt. Es war seit Menschengedenken unbewohnt und stand wie ein schlafender Koloß mit seinen geschlossenen Fensterläden und Türen. Die Familie, der es angehörte, wohnte seit vielen Jahrzehnten in einer entfernten Stadt und bekümmerte sich wenig um dieses Gut. Warum ihre Glieder es verschmähten, das schöne Gebäude zu bevölkern, wußte niemand in der Stadt. Wenn sie einen Grund hatten, war er wohl unter den Leuten längst vergessen, und sie selbst sprachen nie darüber. Aber immerhin blieb es höchst seltsam, daß das Geschlecht, das in allen seinen Generationen kinderreich und weitverzweigt war, es vorzog, fremden Besitz zu erwerben und sich dort niederzulassen, und höchst seltsam auch, daß sie niemals versucht hatten, einen Mieter zu finden, um so doch einigen Gewinn zu ziehen. Ganz leicht wäre ihnen das vielleicht auch nicht geworden, denn unter dem Volk liefen seit langem mancherlei dunkle Gerüchte über das Haus um, die durch einen merkwürdigen und traurigen Um-

stand, der sich vor einigen Jahren zugetragen hatte, noch vermehrt worden waren. Es geschah damals, daß ein mutwilliger Knabe, der durch den verwilderten Garten an der Rückseite des Hauses eingedrungen war, eines der niedriggelegenen Fenster zu ebener Erde erkletterte, den morschen Laden aufstieß und so das Innere des Hauses betrat. Die Kinder, die mit ihm waren, hörten gleich darauf ein vielstimmiges Wehgeschrei heraustönen, Gepolter und Durcheinanderlaufen, aber im nächsten Augenblick sahen sie den Knaben, von unsichtbarer Hand geschleudert, im weiten Bogen durch das offene Fenster fliegen und hart zu Boden fallen. Als auch sie über die niedrige Mauer kletterten, um dem Gespielen aufzuhelfen, fanden sie ihn tot liegen. Die Leute, die durch ihr Weinen alsbald angelockt wurden, schenkten der Erzählung, die die Kleinen von dem Vorgang gaben, wohl nur geringen Glauben, aber dennoch blieb es sehr sonderbar, daß der Junge, dessen Leiche man mit gebrochenem Genick antraf, durch den Sturz von so geringer Höhe auf den weichen Rasen sich hatte tödlich verletzen können. Immerhin wurden Haus und Garten von nun an noch mehr gemieden, und da und dort hörte man auch von verschiedenen Beobachtungen reden, die ein oder der andere späte Gänger im Vorübereilen gemacht hatte. Wochenlang nach dem trau-

rigen Vorfall wollte man leises Wimmern allnächtlich aus dem Innern gehört haben, späterhin war Licht durch die Spalten, ja selbst eine leise Musik vernommen worden. Die aufgehellten Köpfe in der Stadt hatten freilich kaum mehr als ein Lächeln für diese Mären. Trotz allem war das Erstaunen groß und allgemein, als man vernahm, daß einer der jüngsten Söhne aus der Familie der Eigentümer nächstens hier anlangen werde, um mit seiner neu angetrauten Frau sich in dem alten vergessenen Stammhaus seines Geschlechtes heimisch zu machen. Es hieß, daß der junge Mann eigenmächtig zu dem Entschluß gekommen sei, dem Willen der älteren Familienglieder zuwider, die mit allerlei dunklen Worten dem Jüngling abrieten, indem sie sagten, daß ein Ahnherr in dem Hause Unseliges erlebt habe, und daß seither der Ort jedem ihres Geschlechtes zum Unheil werde.
Der junge Mann traf alsbald ein. Das Haus wurde schnell von Arbeitsleuten aller Gattungen mit emsigem Treiben erfüllt, und in wenigen Wochen stand es von innen und von außen rein, glänzend und wohnlich da. Die wunderlichen Geschichten, die sich darum spannen, waren durch die Handwerker wieder belebt worden, die seltsame Dinge zu erzählen wußten. So hatte sich alsbald ein jeglicher unter ihnen geweigert, den Keller zu betreten, nachdem mehrere ihrer Ge-

fährten bei dem Versuch, dort einzutreten, mit Steinen und Erde beworfen, an den Haaren gezerrt und zu Boden gedrückt worden waren, ohne daß sie einen Menschen angetroffen oder auch nur Spuren menschlicher Gegenwart wahrgenommen hätten.

Dem neuen Hauswirt blieb denn nichts anderes übrig, als auf die Benützung des Kellers zu verzichten, da er, so wie er dalag, unsauber und verwahrlost, für den häuslichen Bedarf nicht zu gebrauchen war. Das mochte ihm wohl wenig genehm sein, doch hoffte er, im Lauf der Zeit, wenn die albernen Einbildungen der Leute, wie er es bei sich nannte, verraucht waren, andere Helfer zu gewinnen, die die Räume instandsetzen und brauchbar machen würden.

So zog er denn ein mit seinem jungen Weib und all dem Hausgesind, das er aus seiner früheren Heimat mit sich führte. Eine Weile ging es ganz friedlich und heiter in der neuen Ehegemeinschaft zu, nur geschah es mitunter, daß die junge Frau mitten in der Nacht erwachte und ihrem Mann erzählte, sie sei durch ein klagendes, bitterliches Weinen aus dem Schlafe aufgestört worden. Der Mann, der sein Weib zärtlich liebte, suchte auf alle Weise die Ursache zu erforschen, jedoch gelang es ihm nicht, da er selbst niemals einen Laut davon vernahm. Einmal trug es sich zu, daß sie vermeinte, es habe sie eine Hand nächtlicherweile

schmerzhaft an dem langen Haar gezogen, das ihr über die Kissen hing, und ihr so die Ruhe verscheucht; und ein andermal, daß sie im Schlafe fühlte, wie ihr jemand, den sie nicht wahrnahm, heftig ins Gesicht blies, und als sie erwachte, waren ihr die Augen verschwollen, so daß sie sie gar nicht aufmachen konnte, und es währte einen ganzen Tag so an, ohne daß es ihr jedoch weh tat. Diese Dinge machten das junge frische Weib bald blaß und über die Maßen schreckhaft, und der Mann wurde ernstlich besorgt. Da es sich aber alsbald zeigte, daß die junge Ehefrau schwanger war, war man geneigt, zu glauben, diese Sonderbarkeiten hingen nur mit ihrem Zustand zusammen, zumal viele andre Frauen sie beruhigten, indem sie erzählten, sie hätten zu der Zeit ebensolche und noch ärgere Einbildungen durchgemacht, und all das fände seinen natürlichen Abschluß. Indessen kam ein fröhliches Kindchen heil zur Welt und lebte, und die Mutter genas, ohne daß diese unerklärlichen Erscheinungen ein Ende gehabt hätten, ja vielmehr wurden sie nun auch von anderen wahrgenommen. So fand man das Kindlein zuweilen verkehrt in der Wiege liegen, das Gesicht in die Kissen vergraben, oder man fand es schlafend gar unter dem Bettchen auf dem Fußboden. Es geschah ihm wohl nie ein ernstliches Leid, doch durfte man es bald nimmer wagen, das Kleine auch

nur einen Augenblick zu verlassen. Desgleichen stürzten in der Küche und in den Wohnräumen plötzlich ohne jeglichen Anlaß die Geräte von den festen Haken und Borden klirrend und polternd zu Boden, und zuweilen fanden die Dienstboten einen Tag lang kaum ein andres Geschäft, als die Scherben zu entfernen. Wollte man sich zu Tische setzen, so kam wohl die Küchenmagd heulend gelaufen, und jammerte, irgendein Bösewicht habe ihr just in dem Moment, als sie in die Speisekammer nach einer Zutat gegangen sei, Asche und Abfälle in die Eßtöpfe geworfen. Zuweilen wurden alle Türen aufgerissen, und hastende Tritte huschten durch die Räume, ohne daß man irgend jemand sah, der das Geräusch hätte verursachen können. Schritt ein Hausgenosse des Abends über die Gänge, so wurde ihm der Leuchter gewaltsam aus den Fingern gerissen und an die Decke geschleudert, er stand im Dunkeln, unsichtbare Hände rissen und zerrten ihn an Haar und Kleidern, bis er kläglich um Hilfe rief oder sich zu den andern zurücktastete. Weder der Herr noch der Knecht fanden Schonung oder Ruhe.
Im Hause herrschte der verdrießlichste Mißmut, denn keiner war je sicher, seine Arbeit in Frieden vor den Quälgeistern verrichten zu können, seine Speise zu finden oder der Rast zu pflegen. Doch da sich nie ein ernstliches Unheil zutrug, sah man dem Treiben ge-

raume Weile zu, insbesondre, da der junge Hauswirt sich nicht öffentlich beschämen wollte, indem er zugestand, daß seine Warner nun doch recht behalten mochten. Schließlich lagen ihm aber seine Hausfrau und das Gesinde mit ihren Beschwerden zu jeglicher Zeit hart im Ohr. Da lief er in seinen Nöten zur Gemeinde und bat um deren Rat. Die wies ihn an den vielgerühmten Rabbi Joel, den Wundertäter, der zu Zamosc hauste und von dem der Spruch ging, daß er auch über die Wesen der unirdischen Reiche Gewalt habe. Sogleich sandte der Bedrängte einen Boten nach Zamosc, und bald erschien der heilige Meister Joel und war zum Werk bereit. Zuerst hieß er die Einwohner das Haus verlassen und nur den Herrn mit sich darin zurückbleiben. Dann bereiteten sich die beiden einen Tag und eine Nacht im Beten und Fasten vor. Erst als die zweite Mitternacht nahte, entzündete der Heilige die Lichter, streute Kräuter in ein Kohlenbekken und rief mit mächtig gebietenden Worten die Geister auf, indem er ihnen den Namen des Bezwingers allerWelten vorhielt, ihnen aber auch zugleich Gerechtigkeit und, wenn es in seiner Macht liege, die Erlösung von ihrer irdischen Gebundenheit verhieß. Alsbald war eine zitternde Bewegung in der Luft zu spüren, und eine Stimme antwortete:
»Ich bin hier, der Herr der Meinen, des Geschlechtes

jener Dämonen, das seit zwei Jahrhunderten dies Haus bewohnt. Wisse, daß Besitz und Recht unser ist, und nicht jener aus dem Geschlecht der Irdischen, die zu unserm Verderb gekommen sind und sich anmaßen, was unser ist. Du siehst uns bereit, unser Recht zu belegen. So schaff ein Gericht zur Stelle und gewähr uns Gehör und Spruch, wie du verheißen hast!«

Da beschwor Rabbi Joel den Dämon, in der dritten Nacht zur selben Stunde am selben Ort sich einzufinden, er werde hier ein Gericht vorfinden, seine Sache zu prüfen. Das war der Geist willens und sagte es ihm zu. Zur Stunde begab sich der heilige Meister ins Haus, gefolgt von den beiden Gerichtsbeisitzern der Gemeinde, und auch der Herr des Hauses war anwesend. Rabbi Joel rief den Dämon an, und die Stimme meldete sich in der Luft und sprach: »Ich bin zugegen.« Der Meister redete: »So trag uns deine Sache vor, wie es der Brauch ist.«

Die Stimme erzählte:

»In alter Zeit war dies Haus einem jüdischen Mann zu eigen, der in seiner Jugend in vielen Landen umhergezogen war und in seinem Beruf, goldenes und silbernes Gerät und Schmuck zu treiben, auch edle Steine zu fassen und zur Wirkung zu bringen, eine weitgerühmte Geschicklichkeit erworben hatte. Er

war nun schon in Mannesjahren, als er hierher in die Heimat seiner Kinderzeit zurückkehrte, dies Haus erbaute, sich mit eines frommen Juden Tochter vermählte und sich für alle Zeit hier niederließ. Er fand bald Zuspruch von den Mächtigen und Reichen des Landes, und manches edle Kunstwerk kam aus seiner Hand. Wohl war er, wie sein Benehmen wies, ein gläubiger Jude geblieben; dennoch schien den Leuten manches an seinem Haben und Gebaren allzu ungewohnt, so daß ihn jeglicher nur mit Scheu besah, gleichob er auch Reichtums und Ansehens genug hatte.

Nun war es wohl so, daß der Goldschmied in der Enge der Stadt und ihrer Seelen nicht mehr recht mochte heimisch werden, hatte er doch in anderen Ländern viel des Köstlichen geachtet und erlebt. So mochte man ihn, war er nicht just mit allen Sinnen seiner Kunst hingegeben, oft im Garten oder sonst irgendwo vor der Stadt gehen und stehen sehen, in seine Sehnsucht vertieft. Er härmte sich unbändig in die Ferne, und dennoch durfte er nimmer ziehen, denn sein Haus, Weib und Kinder hielten ihn fest.

Er stand einst so, über den tiefen Brunnen gebeugt, den ihr im Winkel des Gartens noch findet, da kräuselte sich das Wasser, und es stieg ein lichtes, nacktes Weib herauf, setzte sich auf den Rand und lächelte.

Sie gefiel ihm sehr und gewann ihm alsbald seine Seele so völlig ab, daß er nimmer von ihr lassen mochte.
Da nahm er sie, die aus dem Geschlecht der Dämonen war, noch in derselben Nacht ins Haus und barg sie im Keller in einem heimlichen Gemach, das außer ihm keiner je betrat, wo er hinter eiserner Tür die Kleinode verwahrte, die ihm zur Arbeit zugebracht wurden. Hier verblieb sie nun allezeit. Und es wuchs zwischen der Dämonenfrau und dem Menschensohn eine hohe Liebe, seine Seele war an die ihre gebunden, und er begehrte nimmermehr im Verborgenen seines Herzens, fortzuziehen. Sie lebten Jahre miteinander, die Freude wich nimmer von ihm, das fremde Weib aber brachte ihm Kinder aus seinem und ihrem Blut, die von Menschen- und Dämonenart zugleich waren. Er barg sie alle mit ihrer Mutter in der Tiefe des Hauses, und außer ihm wußte keine Menschenseele von ihrem Leben.
Seine Ehefrau aber, die weder von Körper noch von Seele lieblich war, sondern ernst, karg und knapp, hart im Schalten und Befehlen im Haus, gewahrte wohl gleich andern Menschen, daß an ihrem Mann manches Ungewöhnliche sei, aber sie gab sich in Gedanken wenig mit ihm ab und wußte sich dessen keine Deutung. Sie war es zufrieden, daß er für sie und ihre

Kinder nach dem Brauch Sorge trug, und dankte es ihm, daß seiner Hände Arbeit ihren Reichtum stündlich mehrte. Auch pflegte er äußerlich die Sitten des Glaubens. Nur zuweilen, wenn auch selten, kam es vor, daß ihn mitten im Gebet im Lehrhaus ein unbezwingliches Verlangen nach der Dämonin befiel, und er eilte nach Hause zu ihr. Aber es war niemand, der darum acht hatte.

Da trug es sich einmal zu, daß er mit den Seinen den Seder in der ersten Peßachnacht feierte. Inmitten des Mahles aber schien es ihm, er vernehme die Stimme der Dämonin, die ihn mit ihrem silberklingenden Lachen lockte. Das Essen wurde ihm zum Ekel, er vermochte den Anblick der Menschen nicht zu ertragen, sondern stand wortlos auf und ging eilig hinaus. Sein Weib sah ihn mit Befremden weggehn, und da ihr dies doch zu dieser Stunde allzu seltsam vorkam, erhob sie sich und schlich ihm, der in den Keller niederstieg, heimlich nach. Sie sah ihn hinter der eisernen Tür verschwinden, und von der Neugier getrieben, kam sie auf den Zehenspitzen herbei, bückte sich zum Schloß nieder und sah durch den Spalt hindurch in ein prächtiges Gemach. Auf einem Lager gewahrte sie ein lichtes Geschöpf, und ihr Mann stand daneben und liebkoste es. Im Zimmer aber waren Kostbarkeiten aller Art gleich Traumesschätzen. Die Frau erstarrte vor

Zorn und Schmerz, doch faßte sie sich bald und ging leise zu den Ihren. Als auch ihr Mann nach einer Weile zurückkehrte, war sie bereits in sich beruhigt und unterschied sich, schweigsam und verschlossen wie immer, nicht von ihrem alltäglichen Wesen. Kommenden Tags aber eilte sie, ohne erst ihrem Mann von ihrem Mitwissen gesagt zu haben, zum Rabbi des Ortes, berichtete ihm von allem, und bat ihn, ihren Mann zu bewegen, daß er von dem fremden Weib lasse, sonst aber von ihres Hause Schande zu schweigen. Der Rabbi verhieß es ihr und ließ den Goldschmied kommen. Dem hielt er sogleich vor, daß er mit einer Unirdischen in Gemeinschaft lebe, beschwor ihn, das Weib auszutreiben, und hing ihm, ihn gegen die Dämonin und ihre Bitten zu feien, ein Amulett um den Hals, auf das er kräftige Sprüche geschrieben hatte.
Da hatte der Mann seinen Willen in den des Rabbi ergeben, und noch in selber Nacht trieb er das Weib mit seiner Sippe von hinnen und und zwang sie mit den Ihren in den Brunnen nieder, aus dem sie aufgestiegen war.
Von der Nacht an aber wich die Freude von ihm. Er lebte wohl noch manches Jahr, war aber verdrossen und trübe in jeder Stunde. Auch wurde er vor der Zeit hinfällig. Als er auf seinem letzten Lager eines Abends wie oft vom Schlaf gemieden dalag, tat sich

die Tür auf, und es kam die Dämonin herein, setzte sich an sein Bett und legte ihm ihre Hand auf die Stirn. Da wurde er selig bewegt. Er sah, daß sie jung und strahlend war, wie an jenem Tag, da sie zuerst aus dem dumpfen Brunnen gekommen war, aber obgleich sie ihm zulächelte, gewahrte er ihre Augen voll Tränen und Trauer. Da bat er sie, ihm zu gestehen, was ihr fehle. Sie entdeckte ihm, daß es um der Kinder willen sei, die sie ihm geboren habe, denen es, da sie halb von Menschenblut entsprossen, verwehrt sei, gleich ihr ins Reich der Dämonen einzugehn, wie sie um ihrer Abstammung von der Mutter willen auch nicht unter den Menschen hausen könnten und derart friedlos und unstet allzeit umherirrten. Sie blickte ihn an und bat ihn mit süßen Worten, er möge um ihrer Liebe willen vor seinem Tod ihren Kindern noch einen Ort schaffen, wo sie ohne Qual und Verfolgung leben könnten, bis ihr Ende käme, denn ihre Frist sei wohl nicht so kurz wie die Wandlungen der Menschenseele, aber auch nicht von ewiger Dauer wie das Leben der Dämonen.

Der Mann verhieß es ihr, daß ihr Geschlecht nach seinem Tode wieder in sein Haus zurückkehren und dort für immer bleiben dürfe. Sie dankte ihm mit lieblichen Gebärden und schwand.

Des andern Tags hieß der Mann seinen ältesten Sohn

vor sich kommen und trug ihm auf, er möge nach seinem Tode mit der ganzen Familie und allem Gut hinwegziehn, und das Haus möge leer stehen und gemieden werden von ihm und allen kommenden Geschlechtern. Der Sohn nahm einen Eid auf dieses Wort, und als der Vater tot war, zog er hinweg. In der nämlichen Nacht stieg die Sippe der Dämonen aus dem Brunnen auf und nahm Besitz von ihrem Gut.

Und nun höre mich, Meister Joel, der ich hier bin, um für mein unseliges Geschlecht zu reden.

Eines Menschen und einer Dämonin Sohn, heimisch in keinem Reich der Erde und in keinem anderen Reich, lebe ich mit den Meinen in Dämmerung und Schatten, von den Menschen aus dem uns gewährten Raum verdrängt. Darum gib uns unser Recht.«

Die Stimme in der Luft schwieg.

Es tat Rabbi Joel den Spruch, der Mann aus dem Geschlecht des Goldschmiedes möge hinwegziehen, und das Haus möge geräumt und verschlossen werden, und keine Hand solle fürder daran rühren.

In der Stadt Lublin wohnten einst zwei Schüler, die einander sehr zugetan waren. Sie gaben sich gemeinsam der heiligen Weisheit zu eigen, lebten zusammen im Hause des Rabbis, und keiner mochte ohne den anderen irgend etwas vornehmen. Der eine, der etwas jünger an Jahren war und es durch sein freies und heiteres Wesen noch mehr schien, hatte ein wohlgefälliges Ansehn und wurde von allen Juden der Stadt geliebt. Das Lernen in den heiligen Büchern war ihm überaus leicht, und er hatte trotz seiner Jugend viel der großen Dinge in sich geborgen, freilich nicht zutiefst erfaßt. Dies aber war ihm und auch allen kaum offenbar, die seinen Jugendreiz schauten, vielleicht nur seinem Freunde, der ihn jedoch darum nicht weniger liebte. Ja, er war ihm dadurch wohl noch treuer. Denn seine eigene Seele entbehrte der Helle und Leichtigkeit, und die Fülle dieser Eigenschaften erschien ihm am Gefährten berückend. Er selbst hatte ein verschlossenes Antlitz und schien kühl von Gemüt, aber seine Seele war die Stätte eines dunkeln Feuers, und er lebte in einer schrankenlosen Hingabe an das Geheimnis der Lehre. Wohl wußte er weniger als der Freund, und

auch dies Wenige trat ihm nur widerwillig auf die Zunge. Im Verborgenen aber drang er in das Herz der Offenbarung ein, in großer Leidenschaft hing er an den Rätseln der Tiefe, und er hatte Stunden, in denen er dem Ewigen nahe war. Die Freundschaft zu dem jüngeren Genossen pflegte er wie eine sehr liebliche Blume, mit der er, gleichsam dieses einzige Zugeständnis dem Irdischen gewährend, seine düstere Seele schmückte.

Da fügte es sich, daß unter manchen anderen auch einer der angesehensten Juden der Stadt ein herzliches Wohlwollen zu dem jüngeren der Genossen gewann, ihn unter Zeichen der Geneigtheit in sein Haus zog und sich endlich den Wunsch nimmer versagen wollte, ihn zu seinem Eidam zu machen, indem er ihm die einzige Tochter vermählte, deren Schönheit in der ganzen Stadt bekannt war. Dem Schüler sagte es wohl zu, in eine reiche und vornehme Familie einzutreten und ein reizendes Mädchen zum Weibe zu gewinnen, und da sein Meister, der heilige Rabbi von Lublin, zu dem Bunde riet, kam das Verlöbnis zustand.

Es war an dem Tag, an dem der Ehevertrag geschrieben werden sollte, da der ältere der beiden Freunde zugleich mit dem Rabbi von Lublin, um dem jungen Genossen an seinem Ehrentage das Geleit zu geben, in das Haus des Brautvaters kam, das er bisher nie be-

sucht hatte. Während die schicklichen Gebräuche mit aller Würde und Feier, die die reiche Verwandtschaft für angemessen hielt, vollzogen wurden, sah der Freund des Bräutigams zum erstenmal die junge Braut. Sie war, wie sie im Munde der Welt lebte, von herzergreifender Schönheit und stand wie traumgeboren da, während ihr Vater sie wie ein köstliches, aber lebloses Geschenk unbefragt dem fremden Manne gab. Da verstand der zweite Schüler, daß ihre Seele noch in ihr ruhte und sich keinem Manne zuwandte, dem Bräutigam nicht und keinem anderen. Er wußte wohl, daß der junge Freund sie gewinnen würde, aber er fühlte noch sicherer, daß sie hätte sein werden können, wenn des Vaters Wahl auf ihn gefallen wäre, und daß er die noch Schlafende hätte glühender und inniger erwecken können. Und er fühlte, daß der Freund, dem wahren Leben fremd, doch nur ein bezaubernder Tor war, dessen Kinderseele mit der herrlichen Frucht, die ihm zufiel, nur zu spielen verstünde. Da erfüllte ihn der Verlust mit ätzendem Weh, und ein grimmiger Neid wurde in ihm geboren. Er verließ das Fest und mied den Freund und dessen neue Heimat von der Stunde an. Aber auch in der heiligen Weisheit fand er keine Ruhe, denn es war ihm, als sei ihr Wesen tot und einzig das Leben mit einer lebendigen Seele, von der er träumte, daß sie wie blühend weißes,

duftendes Wachs in seiner Hand gewesen wäre, begehrenswert.
Im Hause des heiligen Rabbi erachtete man ihn für einen Kranken und erwies ihm alle zarte Güte und Schonung.
In seiner Kammer über dem Werke der Erkenntnis war er nimmer zu finden, vielmehr trieb ihn die Unrast im Gemüte umherzustreifen, und man konnte ihn nunmehr häufig vor der Stadt auf abseitigen Wegen irrend antreffen. Es war ihm oft, als wachse der dunkle Hang so gar ins Unermeßliche, daß der begrenzte Raum des Hauses ihn zu beengen schien; auch mochte er draußen im Schreiten durch Wildnis und Gestrüpp, die die Stadt umfingen, leichter den wirren Gängen seiner Seele folgen.
Eines Abends, als er auf dem Heimwege sich zur Stadt kehrte, gramvoll müde, da sein Geist sich wiederum an das Geschick des Freundes geheftet hatte, gesellte ein fremder Jude sich wandernd ihm zu. Bei seinem Anblick fuhr der Schüler zusammen, denn der Mann war mit einem Male neben ihm gegangen,wie aus einem der grauen Wiesennebel aufgestiegen, die rings über die Felder wallten. Kein Laut hatte sein Kommen gemeldet.
Der Fremde aber grüßte zutraulich, und so ließ der Schüler sich ein Gespräch gefallen, zudem der Wan-

derer sich als ein Chaßid zu erkennen gab, der mit jüdischen Leuten und deren Leben in der Stadt Lublin wohlbekannt schien. Er tat auch gleich nach dem heiligen Rabbi ehrerbietige Nachfrage, wie es um sein Haus und um sein Wirken bestellt sei, und welche Schüler wohl bei ihm zu finden seien. Da tat ihm der Jüngling denn zu wissen, daß er selbst einer sei aus der Schar, die die Weisheit des Meisters nach Lublin gezogen habe. Als er dieses vernommen hatte, äußerte der Unbekannte seine Freude und meldete dem Schüler, er sei eben dazu hergezogen, um unter den jungen Leuten im Hause des Rabbis Nachschau zu halten. Denn in einer kleinen Stadt, gar nicht allzu weit vom Ort, habe ein reicher und wohlgerühmter jüdischer Mann ihn abgesandt, hier in Lublin für ihn einen Eidam zu suchen, dem er die einziggeliebte wunderschöne Tochter geben möchte. Und nun, vermeinte der Fremde, habe er den richtigen Mann sogleich gefunden, noch ehe er die Stadt betreten. Und er lud den Schüler mit viel freundlichen Worten ein, schon morgen ihm in des Juden Haus zu folgen, wo sie alles wohl zu bereden und zu ordnen vermöchten.

Indem der Schüler all dies hörte, war es ihm, als sei es gut so zu tun; vielleicht fände er der kranken Seele Heilung, wenn er das Gesetz erfüllte und ein Weib nahm, und vielleicht ließe alles so glücklich sich an,

daß er keinen mehr zu beneiden hätte. So sprach er »Ja«, und sie beschlossen, daß sie früh am Tage mit der aufkeimenden Helle am Ende der Stadt sich finden und den Gang zum Hause des Brautvaters tun wollten. Dann schieden sie als gute Freunde.
Der Schüler ging in seine Kammer und harrte die Nacht über ohne Schlaf aus. Wohl versuchte er seine Seele betend zu bereiten, aber es gelang ihm nicht, sie zu sammeln. Als die Nacht zur ersten Morgenstunde erblich, ließ er des Rabbis Haus, in dem alles noch schlief, ohne Urlaub zu nehmen, und ging im Dämmer durch die Gassen zu dem Ende, wo er den Fremden fand.
Sie wanderten in die frühe Stunde hinaus, den Weg, auf dem sie einander gestern begegnet waren. Allein bald hörte für den Schüler das bekannte Land auf. Sie gerieten in eine waldige Wirrnis. Der Weg wurde so eng, daß die Sträucher rechts und links über ihm zusammenschlugen, der Boden schien unbetreten, Moos, Gras und Blüten bedeckten den Pfad. Sie schritten stundenlang, ohne daß irgend etwas sich um sie änderte. Der Führer glitt schattengleich vor dem Jüngling einher; ohne zu ruhen, schien er niemals müde zu werden. Zuweilen wandte er sein Gesicht, und dann empfand der Schüler stets ein leises, fremdes Grauen, denn das Antlitz war immer gleichsam

ein anderes und dennoch dasselbe. Es war in dem Walde völlig still, keines Tieres Schrei, kein Vogelruf, selbst die überhängenden Zweige bogen sich ohne Laut zur Seite. Mit schier klanglosem Munde sagte der Führer selten ein aufmunterndes Wort. Der Jüngling aber war so sehr in seinen Gedanken befangen, daß er der seltsamen Umstände wenig achtete. Ohne Rast und Labung gingen sie weiter. Ein schwach geröteter Abendschein leuchtete schon durch die lichterstehenden Stämme und bald verließen sie den Wald. Sie waren in einer bläßlichen Landschaft, über der auf silbrig hellblauem Himmel der Mond verschleiert hing. Vor ihnen schien weißer Nebel ein Stadtbild zu bergen. Da faßte der Schüler die kühle Hand des Gefährten und zog ihn vorwärts. Jetzt mußte die Stadt beginnen. Sie hielten vor einem großen, massigen Bau, dessen Umrisse ungewiß aus dem Nebel aufstiegen. Der Fremde blieb an einer Pforte stehen, hob die Hand und ließ einen metallenen Klopfer gegen das Holz der Tür fallen. »Wo sind wir?« fragte der Schüler. »Am Ziel!« gab jener zurück. »Ist die Stunde nicht zu spät«, meinte der Jüngling, »um in eines Juden ehrbares Haus zu treten?« »Die Zeit ist gut«, sprach der Führer.

Die Tür hatte sich inzwischen geöffnet, aber da war keiner zu sehen, der sie aufgetan hätte. Sie schritten

über lange, wirr gewundene Gänge. Dann hob der Führer einen Vorhang. Sie traten in ein großes Gemach. Der Schüler gewahrte zum ersten nur einen Schimmer von bräunlich verdunkelten Golde und verblichenen Farben an den Wänden und sah Wölkchen eines Räucherwerkes die Luft beschweren. Dann klärten sich die Gegenstände. Alles war von einer ernsten, erhabenen Pracht, alt und schier königlich von Ansehn. Er sah drei Gestalten sich lösen aus dem herben Dunst, der, aus einem bronzenen Becken aufsteigend, den Raum erfüllte. Mann und Weib, beide grauhaarig und schon ein wenig gebeugt, mit schweren kostbaren Gewändern angetan, redeten ihn mit Namen und Gruß an und wiesen ihm die Tochter, die er zum Weibe nehmen sollte. Sie hatte ganz im Hintergrunde gesessen, von ihm bisher nur schattenhaft gewahrt, und erhob sich nun, schlank und hoch. Mit sehr weißem Angesicht kam sie durch die duftende, bläuliche Luft auf ihn zu, stand vor ihm und verneigte sich. Er sah, daß ihre Augen dunkel waren, voller Wehmut und glitzerndem Hohn, und ihr Haar eine schwarze Woge. Ihr Anblick fiel wie der Blitz in sein Herz und erfüllte es mit einer ungekannten, stechenden Freude. Das Mädchen hatte das Ansehen der Braut seines Freundes, die er begehrt hatte. Es hatte ihre Züge; nur schwankender, fremder, geheimnisrei-

cher. Da blickte er auf die Alten: auch sie glichen dem Brautvater und der Brautmutter auf der Hochzeit seines Freundes; nur älter, bleicher schienen sie und trugen wie die Tochter fremdartige Kleider.

Nun legten sie den Ehevertrag vor ihn auf einen Tisch. Das Schriftstück war geschrieben mit bläßlich roten Lettern auf einem starken gelblichen Blatte, und es ermangelte nichts als sein Name.

Da verneigte sich der Jüngling und sprach, er wolle gehen und seinen heiligen Lehrer herführen, damit der ihm Zeuge sei zu seiner Vermählung, und hochzeitliche Gewänder antun und wiederkommen und die Braut empfangen. Und wie er dies sagte – seine Stimme verzitterte seltsam in der Luft – schienen ihm die drei Gestalten zu erbleichen und zurückzuschwanken, und es war, als ob selbst der Tisch vor ihm entweiche. Da streckte er angstvoll die Hand aus, um alles zu halten, fühlte das Blatt in seiner Hand, barg es rasch in seinem Rock, neigte sich abermals wie im Traum und ging hinaus.

Bald fand er sich in dem Walde, durch den er hergekommen war, die Seele voll von einer wirren, betäubenden Wonne. Er ging die ganze Nacht, fast ohne sein Gehen zu verspüren; es war, als ob der Boden ihn vorwärts schöbe.

Im Morgengrauen fand er sich auf einer bekannten

Landstraße wenige Meilen vor Lublin. Er fühlte plötzlich eine Kälte in allen Gliedern, und ein lähmendes Entsetzen kroch ihm in die Seele. Er tastete mit der Hand nach dem knisternden Blatt in seiner Tasche, und die Hand schmerzte, als hätte sie Feuer berührt. Es war ihm nun, wenn er des Mädchens gedachte, das sein werden sollte, als stehle er seines Freundes einstige Braut, und die Ähnlichkeit wurde ihm zum peinigenden Schrecken.

Als er die Stadt betrat, begegneten ihm Juden, die zum Morgengebet gingen. Er senkte die Stirn voll Scheu wie ein Gezeichneter und eilte nach Hause. Sogleich trat er in die Stube des Rabbis, der sich eben vom Gebet erhob und das Auge auf ihm ruhen ließ. Unter diesem Blicke gewann der Schüler Besinnung und Mut und sprach zu dem Lehrer von allem, was ihm begegnet war, holte den Ehevertrag aus der Tasche und legte ihn vor dem Heiligen nieder. Der sah das Schreiben an und sprach: »Wirf dich zur Erde und harre aus im Gebet! Es tut not, daß ich die Brauteltern mit der Braut rufe, auf daß sie bald hier erscheinen.« »Meister«, erwiderte der Schüler, »wenn du auch gleich Boten sendest, und wenn sie sich augenblicks auf den Weg machen, so können sie vor morgen bei Tagesanbruch nicht hier sein.« »Da sei unbekümmert«, sprach der Rabbi, »raffe deine Seele zusammen und

bete ohne Unterlaß!« Und sogleich warf auch er sich zur Erde und tat ein starkes Gebet zum Himmel. Es währte wohl eine Stunde, daß die beiden so lagen und beteten. Da sprang die Tür zu des Rabbis Gemach auf, und vor der Schwelle standen die drei, Brauteltern und Braut, und konnten sie nicht überschreiten. Sie waren anzusehn wie Gestorbene mit gebrochenem Blick, ein fahler, grünlicher Schein ging von ihren Gesichtern aus, und sie hoben die Arme flehend gen oben.

Es stand der Rabbi auf und rief mit gewaltiger Stimme dreimal den heiligen Namen über die Dämonen. Schon zerflossen die Gestalten und schwanden in der Luft. Der Meister befahl dem Jüngling, er möge den Vertrag zerreißen, der tat es, und die Stücke des Blattes zerfielen in Staub. Da erklang das zitternde Seufzen der Erlösung durch das Zimmer. Der Rabbi aber und sein Schüler sanken nieder und sprachen ein Dankgebet.

Ein Anhänger des Maggid von Kosnitz, ein frommer Chaßid, pflegte mit jedem Mondwechsel seinen Meister aufzusuchen. Bei jedem dieser Besuche band er dem Rabbi seit vielen Jahren das nämliche Anliegen auf die Seele, daß er, der schon an der Schwelle des Alters stehe, mit seinem Weibe in der langen Zeit ihrer Ehe kein Kind gewonnen habe, und er bat ihn, das Verhängnis von ihm zu nehmen, damit, wenn er einst stürbe, ein irdisch Teil von ihm bliebe. Rabbi Israel pflegte ihn geduldig anzuhören und ihm dann freundlichen Abschied zu geben, doch war er bisher nie mit einem Wort auf seine Bitte eingegangen.
Eines Abends redete der Mann mit seinem Weibe wie an vielen Abenden vordem von ihrem Unsegen, und da geschah, daß das Weib nicht wie sonst ergeben vor sich hinklagte, sondern der Schmerz brach ungestüm hervor, mit Heftigkeit flossen die Tränen, ihre leidenschaftliche Bewegung rüttelte auch den Mann auf, daß er wie mit neuen Augen auf seine Gefährtin blickte. Und er fühlte, daß auch noch die Scham der Unfruchtbarkeit auf ihr lastete. Da erfaßte ihn ein brennendes Erbarmen, und es kam ihm in den Sinn, wie er

diesmal den Rabbi noch herzlicher als sonst mit seinem Kummer bedrängen und nicht innehalten wollte, bis jener sein Wort gesprochen habe. Dies sagte er der weinenden Frau. Froh und ungeduldig zugleich griff sie den Gedanken auf und beredete den Mann mit vielfältigen Vorstellungen, doch ja nicht den nächsten Monat abzuwarten, sondern ungesäumt die Reise zu tun. Ihrem Ungestüm vermochte er nicht zu widerstehn. So eilte er schon mit dem kommenden Tag nach Kosnitz und eröffnete dem Maggid sein Herz. Diesmal hörte Rabbi Israel ihm so freundwillig zu, daß Zutrauen und Hoffnung, noch während er sprach, ihn beflügelten. Als er aber geendet hatte, währte das Schweigen so lang, daß sein froher Mut sich wieder minderte.

Endlich redete der Rabbi:

»Freund, es kann dir wohl geholfen werden, doch ist mir bang, dich auf den Weg zu weisen, der zum Ziele führt.

Sieh, schon liegt dein und deines Weibes Leben im Schatten des Niedergangs, und soll euer Wunsch sich noch erfüllen, so mußt du den Gewinn eurer arbeitsreichen Jahre und die Geborgenheit eures Alters, all euer Gut mußt du hinopfern. Den Sohn wirst du noch in deinen Armen halten, aber in Dürftigkeit, mühselig und sorgenreich wirst du seiner Jugend warten.

Geh hin und berat es mit deinem Weibe, und ist sie's zufrieden, so kehr wieder, dann will ich dir den Weg weisen.«

Der Chaßid wanderte heimwärts und alles, was der Maggid ihm entdeckt hatte, erzählte er seinem Weibe. Da sah er, während er redete, wie sie aus tränennassen Augen ihm zulächelte. Ein Schimmer von Holdseligkeit kam über sie, und jung und unverdrossen schien sie ihm, wie damals, als er sie gefunden und erwählt hatte vor vielen, vielen Jahren. Sogleich war sie willens und bereit zu aller Arbeit und aller Entbehrung und wollte keine Bitterkeit auf Erden erkennen, wenn ihr noch vergönnt würde, ein Kind aus ihrem Leibe im Licht der Sonne auf ihren Armen zu wiegen. »Sieh,« sprach sie, »die Unfruchtbaren frösteln ihr Lebtag schon im Todesschatten, was soll mir der Wohlstand und das gemächliche Behagen, wenn ich einst hinscheiden soll und lasse kein Teil hier auf Erden, in dem ich fortlebe.«

So machte der Chaßid, wie sie es wollte, sogleich geduldig sich wiederum auf und eilte zum Maggid nach Kosnitz, die verheißene Weisung zu empfangen.

Der Meister aber sagte:

»Nimm dein bares Vermögen und was an Goldeswert etwa dir im Hause liegt, an dich, und was du an Gütern oder Liegenschaften besitzest, mußt du sogleich

veräußern und in bares Geld umwandeln. Damit rüste dich aus und wandre nach Lublin zum Rabbi Jaakob Jizchak. Ihm mußt du sagen, daß ich dich ihm zugesandt habe, und aus seinem Munde empfängst du alsdann den Spruch, der dein Schicksal wendet.«

So tat der Mann, ging heim, verkaufte all sein Gut und nahm das Geld in seinen Beutel an seinem Leibe mit auf die Wanderschaft. Das Weib half ihm guten Willens in allem, gab ohne Bedauern Bequemlichkeit und Schmuck dahin und verhieß ihm obendrein, indes er ihrem Glücke nachzog, sich bis zu seiner Heimkehr von ihrer Hände Arbeit zu ernähren.

Nun reiste er unverzagt nach Lublin, wo er bei dem Rabbi Jaakob Jizchak, dem großen Seher »von Polen«, sich meldete, wie der Maggid von Kosnitz ihn angewiesen hatte.

Der Lubliner hörte ihn mit verschlossener Seele an, und wenig Trost hatte er aus der Aufnahme. Mit trockenen Worten wurde ihm die Weisung, sich in der Stadt niederzulassen und zu harren, bis die Zeit reif sei, sein Geschick zu lösen. Mit kurzem Gruß entließ der Meister ihn aus seinem Gemach, nachdem er ihm bedeutet hatte, er würde ihn rufen lassen, wenn die Stunde da sei.

Er nahm in einer bescheidenen Herberge Quartier und wartete geduldig viele Wochen. Nach einer Weile be-

gann er zu fürchten, der Rabbi möchte seiner und seiner Sache völlig vergessen haben. Er mengte sich daher unter die Schar der Schüler, und in ihrer Mitte kam er zuweilen in des Rabbis Haus, in der Hoffnung, dessen Auge auf sich zu ziehen und ihm seine Sache in der Erinnerung wachzurufen. Allein es schien, daß der Meister es mit Fleiß mied, seiner ansichtig zu werden, und aus dem freudigen Warten wurde bleierne Pein. Traurig lebte der Chaßid seine Tage hin, voller Sorge um sein Weib daheim, das in Kümmernis sich durchschlagen mußte, indes er, dem Geheiß des Maggids folgend, untätig blieb, Tag und Nacht des Rufs gewärtig. Seine Barschaft schmolz, so sehr er sich auch mit geringer Kost beschied, und dies machte ihm Sorgen, denn so konnte er im Lauf der Zeiten zum Bettler werden, ehe der Rabbi seiner dachte.
Unvermutet traf ihn endlich der Ruf, den er so sehnlich erwartet hatte, und so redete Rabbi Jaakob Jizchak zu ihm:
»Deinen Meister, den Maggid von Kosnitz zu ehren, werde ich dir zu Hilfe sein, und meine Hände werden den Knoten lösen, in den die Fäden deines Schicksals verstrickt sind.
Entsinne dich, wie in deinen Knabenjahren deine Eltern einem Mädchen dich verlobt hatten, und wie du es späterhin verlassen hast, um einer andern dich zu

verbinden, die deinen Augen wohlgefiel. Deinetwegen hat ein Geschöpf unverdient Bitterkeit und Schmerz des Verstoßenseins erduldet, du aber bist deines Wegs gegangen und hast ihr Leid von deinem Herzen abgeschüttelt. Damals hast du die Fessel geschmiedet, die die Freude deines Lebens gefangen hielt, die Tränen der Verlassenen haben dein Eheweib unfruchtbar gemacht. Willst du das Verhängnis lösen, so mußt du hingehn, die zu suchen, die du einst so hart gekränkt hast, und ihr Verzeihn erbitten, so völlig, daß auch nicht ein Funken von Unwillen wider dich in ihrer Seele weiterglimmt. Versteh aber wohl, sehr entrückt ist dir der Ort ihres Weilens, unter vielen Nöten wirst du sie aufsuchen müssen.
Jetzt zieh nach Balta zu jenem Markt, den sie den grünen Sonntag nennen. Forsche ohne Rast ihr nach von der ersten bis zur letzten Stunde, nie sei darin müßig und lasse das Zagen nicht Herr über dich werden. Mehr zu sagen ist mir nicht gewährt, dir aber ist befohlen, zu suchen und nimmer müde zu werden. Geh hin, und findest du die Frau, so trachte, daß du erfüllest, was sie zur Sühne von dir begehrt.«
Der Mann sagte seinen Dank, machte sich reisefertig und wanderte nach Balta. Mit beklommenem Gemüt erwartete er den ersten Markttag. Im Morgengrauen, als die letzten Buden noch zurechtgezimmert wurden,

stand er schon da und sah zu, wie der Platz sich füllte, bis der wirbelnde Marktlärm um ihn kreiste. Dies laute Treiben war ihm fremd und tat ihm weh. Doch hielt er ihm stand von der frühesten Stunde bis zur letzten niedersinkenden der Nacht und wich nicht eher, bis der Platz öde lag und keine Seele mehr zu erblicken war. Und so tat er den ersten Tag wie den zweiten und jeden künftigen. Und er hörte auf jede Stimme, blickte in jedes Gesicht und fragte jeden, der ihm Rede stand, um eine Spur von jener Frau zu finden, die in Jugendtagen ihm angelobt gewesen war.

So ging Tag um Tag hin, kein Blick und keine Worte führten ihn zu seinem Ziel, todmüde, hungrig, das Herz von Enttäuschung verzehrt, stand er die vielen Tagesstunden unter Marktschreiern und Feilschern zwischen den Ständen umher. So kam der letzte Tag. Die Kaufleute packten ihre Waren zusammen und luden Säcke und Kisten auf ihre Wagen, die Fremden verließen in Scharen die Stadt, der Abend nahte, im letzten Tageslicht riß man schon die Buden nieder. Diesen Tag hatte der Chaßid ohne Rast wie ein Fiebernder alle Gassen durchstreift und vor allen Herbergen gestanden. Angstvoll hatte er in jedes fremde Frauenantlitz gespäht und jeden Ton einer fernen Stimme aufgefangen, vergebens wie vordem, und nun

ging der Markt zu Ende, die Frist lief ab und seine letzte Hoffnung starb hin.
Plötzlich bezog sich der Himmel, ohne Dämmerung ging der Tag in nächtliche Finsternis über, ein heftiger Regenschauer prasselte nieder, die Leute ließen Arbeit und Waren im Stich und flüchteten vor der eindringenden Nässe in die nächsten Häuser. Erst als das Wasser seine Kleider bis auf die Haut durchnetzte, schrak der Chaßid auf und sah sich nun auch nach einer schützenden Stelle um. Unfern gewahrte er einen großen finstern Torbogen, eilte auf ihn zu und trat ein. Abgemattet wollte er seinen Körper gegen die Mauer lehnen, da kam ein Knistern und Rauschen an sein Ohr, als habe er ein seidenes Frauenkleid gestreift. Scheu wich er beiseite, den Raum zwischen sich und der Trägerin freizugeben, den die Sitte gebot. Er blickte ein wenig auf und gewahrte jetzt, da sein Auge sich an die tiefe Dunkelheit des Ortes gewöhnt hatte, neben sich zwei Frauen, die er vordem bei seinem eiligen und zerstreuten Eintritt nicht wahrgenommen hatte. Doch hatte er ihrer schon nicht mehr acht – so sehr hatten seine trübseligen Gedanken ihn wieder in ihren Strudel gezogen –, als ein seltsamer Ton ihn aufschreckte. Eine der Frauen lachte; es war die, die ihm zunächst stand. Sie lachte mit klanglosen, schmerzlichen Lauten, zuweilen mengte

ein schwingender Ton sich ein wie von zartem, zerspringendem Glas. Jetzt aber redete sie mit verhaltener Stimme, und doch vernahm er jedes Wort: »Sieh, diesem war ich als Kind angelobt, und er war es, der mich alsdann von sich stieß. So groß ist sein Abscheu noch heute vor mir, daß er um alles bedacht ist, meine Nähe zu meiden.«

Dem Mann stand alles Blut im Herzen still. Er sah aus brennenden Augen durch den dunklen Raum auf die, die sprach, und sah endlich ein hochgestrecktes, bleiches Weib, mit starren, schwarzen Kleidern festlich angetan, Haar und Angesicht schimmerten halb verhüllt unter Schleiern, an Brust und Händen aber funkelte kostbares Geschmeide auf. Je länger er sie ansah, um so banger wurde sein Mut. Endlich raffte er sich auf, näherte sich ihr, und mit gesenktem Blick sagte er voll Zagen: »O Frau, was redest du?« Ihre Stimme zitterte verschwebend über ihn hin: »Herr, bin ich denn von dir vergessen wie der Tote vom Herzen? Ja, ich bin das Mädchen, das dir in Kindertagen angelobt war und später dir so unwert schien. Aber was tust du hier?«

»Frau,« erwiderte er, »laß dir schlichtweg sagen, ich bin deinethalb hergekommen. Ich will dir nichts verhehlen in dieser Stunde. Meine Ehe war ungesegnet, mein Weib ist unfruchtbar und mir kein Kind ge-

boren. So sind unsre Tage in Trübsal verflossen. Sieh, nun aber hat der Rabbi von Lublin mir die Augen aufgetan, und ich weiß, mein Leben ist an den Schmerz gefesselt, den ich dir angetan habe. Nur wenn du mir verzeihen kannst bis zum letzten Frieden, nur dann bin ich erlöst von der Klammer meiner Schuld, und in den Tagen unsres Alters wird mein Weib mir Kinder geben, und wir werden spät noch des Lebens froh. Durch unendliches Ungemach bin ich gegangen, um dieses Tages willen. Ach, Frau, nun tu du Gnade an mir! Was du über mich verhängen wirst, mein Unrecht zu sühnen, ich will es vollführen.«

Die Frau wandte ihm ihr Angesicht zu und sagte leise, so daß jedes Wort wie eine Perle von ihrem Mund sich löste und in sein Herz fiel: »Herr, unser Gott war mir gnädiger, als du heute ermessen magst, irdisch Gut frommt mir nicht mehr, und an keiner Sühne hangt mein Frieden. Aber höre, fern von hier lebt mir ein Bruder, bei Suwalki auf einem Dorf. Er ist rechtschaffen und fromm, aber sein Haus ist in schwere Armut geraten. Eben um diese Zeit soll er seine Tochter vermählen, doch fehlt ihm alles, kein Heller ist in seiner Tasche und kein Rat, wie er ihr die Ausstattung schaffe. Wie es mir einst geschah, wird ihr geschehen, sie wird verschmäht werden, und große Herzensnot wird über ihr und den Ihren sein. Soll ich das Leid,

das mir durch dich geschah, aus dem letzten Grund meines Herzens tilgen, so wandre dorthin und wende die Trauer von ihr und ihrem Haus ab. Zweihundert Goldgulden tun not, damit alles gut zu Ende geführt werde, gibst du ihnen das Geld, so ist geholfen.«

»Mit Freuden«, sprach der Chaßid, »will ich tun, was du verlangst. Nimm sogleich das Geld aus meinen Händen hin. Was frommt es uns, daß ich zu deinem Bruder fahre, gib ihm selbst, schick' es ihm durch einen Boten; ganz, wie es dir gut scheint, magst du alles bestellen. Mich aber laß heimkehren, mir ist nach der Heimat bang.«

Da schüttelte die Frau sachte das Haupt und sprach: »Nein, all dies zu tun ist mir versagt. Nur diese meine Worte kann ich dir hingeben, das Erfüllen aber ist bei dir. Bring dem Bruder meine Grüße, und lege selbst das Gold in seine Hand. Leb wohl, meine Zeit ist um.«

Sie winkte ihrer Begleiterin, beide traten auf die Straße hinaus, und schon schlang die Dunkelheit sie ein. Da stürzte der Chaßid, von ihrer Rede und ihrem eiligen Scheiden verwirrt, ihr nach, sie festzuhalten. Noch einmal schimmerte ihr Antlitz auf, schon fern, doch ihm zugewandt, und sagte voll Wehmut: »Freund, vergebens folgst du mir, weit geht meine Reise. Eile tut mir not.« Flüchtig hob sie ihre Hand zum Abschied und war hinweg.

Am nächsten Morgen trat der Chaßid die Wanderung nach Suwalki an, und als er nach Wochen mühseliger Fahrt dort angelangt war, hielt er alsbald Nachfrage nach dem Bruder seiner einstigen Braut. Man nannte ihm ein nahes Dorf als dessen Wohnort, und so ließ er ungesäumt Suwalki und suchte jenen Ort auf. Er fand den Mann verschlossen und bedrückt, wenig geneigt, dem unbekannten Gast sein Herz zu eröffnen. Erst nachdem er viele Worte und viele Herzlichkeit angewandt hatte, stand der Hausherr ihm Rede und entdeckte ihm, wie schwere Sorge auf ihm laste, da er in diesen Tagen die Tochter zu vermählen habe. Durch mancherlei harte Zufälle, durch Mißernte und Geiz seines Pachtherrn habe er die Mitgift des Mädchens aufbrauchen müssen, um seinen übrigen Hausstand das Leben zu fristen. Die Verlobung sei schon in den Kindertagen der Braut geschlossen, als er und die Seinen noch im Wohlstand lebten, allzusehr hätte sein Unglück ihn von den Verhältnissen des Bräutigams entfernt, und sei er nun nicht imstande, den Ehevertrag einzuhalten, so würde dies der Familie des Verlobten zum willkommenen Anlaß, das Band zu lösen, denn längst sähen sie mißgünstig auf die Armut der Braut, und nur Sitte und Ehrbarkeit binde sie. Sein Kind aber fiele der Verachtung anheim, schon seit Wochen sitze sie darum trostlos weinend in der Kammer.

»Nun, Freund,« sagte der Chaßid, »sei nicht also verzagt, vielleicht kann ich dir Rat schaffen!«

»Ach,« erwiderte jener, »wie kämst du, ein Fremdling, dazu, mir zu helfen?« Und er lächelte bitter und ungläubig vor sich hin.

»Nun,« sprach der Chaßid, »sieh, ich habe die zweihundert Goldgulden bei mir und weiß just keine bessere Anwendung dafür, als daß ich dir sie anvertraue, solange du sie gebrauchst!«

Allmählich schöpfte der Hausvater Vertrauen zu dem Fremden, dessen ehrliches Gesicht ihn einnahm, und nun wollte er wissen, wie es denn käme, daß er als Unbekannter solche Gnade vor seinen Augen gefunden habe.

Da meinte der Chaßid, es sei nun an der Zeit, daß auch er sein Geschick und seine Sendung enthülle, und er begann, indem er sagte: »Ester Schifra, deine Schwester, hat mich hergesandt und mir geboten, dir Hilfe zu leisten!«

Der Hausherr aber wandte bei diesen Worten sein Gesicht abseits, und mit schwankender Stimme tat er die Frage: »Wo hast du meine Schwester zuletzt gesehen, und wann hat sie dir befohlen, also zu tun?«

»Vor etlichen Wochen,« sagte der Chaßid, »es war auf dem großen Markt zu Balta, habe ich sie wiedergefunden nach vielen Jahren, da erzählte sie mir von

deinem Mißgeschick, und sehr lastete dein Leid auf ihrem Herzen. Sie hat mich angewiesen, unverzüglich dir zu Hilfe zu eilen, und siehe, darum bin ich hier!«

»Narr,« schrie nun der Hausherr, »wie wagst du herzukommen, um meine Not so zu verhöhnen! Seit fünfzehn Jahren ist Ester Schifra, meine Schwester, tot, mit diesen meinen Händen habe ich ihr Grab bestellt und sie darin gebettet.«

Da seufzte der Chaßid tief auf und verbarg sein Angesicht. Endlich raffte er sich auf, und nun fand er Worte, dem Bruder der Toten die Wahrheit zu weisen. Als er Ansehn und Gewand der Frau im Torweg beschrieb, traten jenem stille Tränen in die Augen, und er sprach:

»Ja, so wie du sagst, von Angesicht und so geschmückt hab' ich vor fünfzehn Jahren sie ins Grab gelegt. Um deinetwillen ist sie heraufgestiegen für eine Abendstunde, dir beizustehn. Darum, Bruder, darf ich ohne Scham aus deinen Händen die Hilfe annehmen.«

Der Chaßid blieb zur Hochzeit. Dann gingen sie mit Worten des Segens voneinander in Frieden.

Fortan lebte der Chaßid in großer Dürftigkeit mit seinem Weibe, doch wurde ihr Bund gesegnet. Ehe das Alter über beide kam, empfingen sie einen Sohn.

Dunkel und verborgen waren die Wege des Rabbi Leib, des Sohnes der Sara. Niemand kannte den Ort seiner Geburt und seiner Kindheit. Aber schon einem der früheren Geschlechter hatte das Buch, das unter dem Namen des Engels Rasiel geht, sein Kommen verkündet. Wie eines Engels waren seine Taten, aus tiefem Geheimnis ins Licht wachsend. Nirgends blieb sein Fuß länger, als die Sendung es wollte, und von Ort zu Ort wanderte er in zeitlosem Flug; die Erde sprang unter ihm hinweg und er war im Aufblitzen des Augenblicks an seinem Ziel. Er hatte die Gabe, zu sehen und nicht gesehen zu werden. Seine Stätte war zumeist in Wäldern und auf Heiden, da stand er oft in den langen Nächten vom Abend zum Morgen ohne Bewegung. Man sagte, er löse die Seelen der Toten, die in der Welt des Wirrsals kreisen; denn es steht geschrieben von der Bangnis der Seelen, die in Wasserdünsten leben, in Steinen und Bächen und Pflanzen und Holzspänen. Auch wußte man, daß er die Sechsunddreißig kannte, die heimlichen Lenker des Zeitgeschlechts, die sich in Dörfern bergen, in Bauerntracht oder armselige Lumpen gekleidet, und

ihnen Nahrung brachte. In jeder Zeit nämlich ist einer der dies tut: der kennt die Orte der Sechsunddreißig und ihre Namen, er kommt zu ihnen und sorgt für sie. Man ahnte, daß Rabbi Leib den Elementen nahe war. Und heute noch, wenn der Sturm auf seinem Feuerwagen über die Himmel fährt und das Rasseln der Räder und der Schlag der Hufe herniederdonnert, sprechen sie im Volk dreimal den Namen des Heiligen und wissen sich geschützt.

Er selbst blieb der Menge fern, fern auch dem Treiben der andern Zaddikim. Wenige empfingen die Gnade, seine Schüler zu sein. Sie sahen ihn verschwinden und wiederkehren, sie hingen ihm an und stillten ihre Seele an seinem Wort.

Da war aber eines, das ihnen schier unbegreiflich schien, denn sie konnten es mit dem Wesen, das sie sonst an ihrem Herrn kannten, nicht vereinen. Es war nämlich sein Brauch, daß er zu jedem großen Markte zog, der an irgendeinem Ort im Lande stattfand, dort eine Bude mietete und sich dermaßen unter die Händler und Feilscher mengte.

In den Herzen der Schüler, die ein unverrückbares Vertrauen zu der heiligen Berufung ihres Meisters stark in der Treue machte, lebte wohl eine Ahnung, daß dies Tun ihres Herrn nicht eitel sei, noch von den Zufällen der schwankenden Welt bestimmt, sondern

seine Wurzeln im Urgrund alles Geschehens habe. Allein wie sie auch raten und sinnen mochten, nie geschah es, daß sie aus eigener Kraft zur Erkenntnis gelangten. So eröffneten sie eines Tages dem Rabbi selbst ihre Begierde, zu erfahren, was ihn triebe, von Markt zu Markt zu fahren und sich unter die Söhne des Alltags zu mischen. Der Meister erwiderte nicht sogleich, sondern sah ihnen nur wehmütig mit einem absonderlichen Lächeln in die Augen.

Derart überkam sie wohl das Feuer der Beschämung und gebot ihnen Schweigen, aber bald war der Drang zu forschen wieder stärker geworden, so daß sie den Rabbi mit Fragen aufs neue angingen. Endlich geschah es einmal, als sie ihn eben, während er auf einem Markt in seiner Bude stand, wiederum befragt hatten, daß er ihnen Stille gebot und sie dessen achten hieß, was sich nun begeben würde. Mit ausgestrecktem Arm wies er wortlos ins Gedränge auf einen Mann, der nach Knechtesart einhergehend, obgleich von schwacher Gestalt, auf seinen Schultern eine ungeheure Bürde schleppte. Sie gewahrten, wie der Meister seine Augen groß und zwingend auf den Träger geheftet hatte, und es schien, daß von diesen Augen ein Bann ausging, der den fremden Mann von seinem Weg und seinem Geschäft abzog, denn er schwankte einem Trunkenen oder Irren gleich mit

einem Mal von seiner Richtung ab, suchend, wie einer, der sich von weither rufen hört und nicht weiß, von wo die Stimme kommt. So näherte er sich dem Rabbi und den Seinen. Vor dem Meister blieb er stehn, senkte seine Bürde zur Erde und blickte ihn mit demütiger, wortloser Frage in dem fahlen Antlitz suchend an. Rabbi Leib beschied ihn mit einer Gebärde nah zu sich heran, beugte sich zu seinem Ohr nieder und flüsterte ihm einige Worte zu, deren die Schüler nicht inne wurden. Da erhellte sich das Gesicht des fremden Lastträgers wie von einem inneren Licht. Er seufzte auf, als sei ihm ein langgehegtes Leid abgefallen, neigte sich, nahm seine Last auf und ging schweigend mit bestimmten Schritten von hinnen, seinem Ziele zu. Rabbi Leib gebot seinen Schülern: »Ihr folgt diesem Manne und achtet, was er tun wird!« Sie gingen dem Knechte nach und sahn, daß er einem Kaufherrn angehörte, der am Ende des Marktes seine Tische hatte, worauf die Waren ausgelegt waren. Der Mann legte seine Bürde zu den übrigen Sachen und näherte sich sodann seinem Dienstherrn, wartend bis er, der eben mit Käufern in Gespräch und Tätigkeit war, Zeit fände, ihm Gehör zu schenken. Die Schüler traten nach dem Geheiß ihres Meisters heran, um zu sehen und zu lauschen. Nun hörten sie, wie der Knecht zu seinem Herrn sagte, es

sei ihm not, augenblicks hinweg zu gehn und seinen Dienst zu lassen. Er bat, der Herr möge ihm den Lohn ausfolgen, der ihm für seine Arbeit zukomme. Der Kaufmann sah den Mann zornig und verächtlich an und gebot ihm, dergleichen üble Scherze zu lassen, da hiefür im Andrang des Marktes nicht Muße sei. Der Knecht aber wiederholte nun seine Worte. Da erkannte der Herr wohl, daß es Ernst sei, und wurde von einer unbändigen Wut befallen. Schreiend schalt er denDiener einen faulen und nichtsnutzigen Knecht, der seinen Herrn im Stiche lasse, wenn die Arbeit sich häufe, der sich nur füttern lassen wolle, wenn nichts zu tun sei, und was derart bösartige Reden mehr waren. Eine Menge müßiger Gesellen, davon die Märkte stets voll sind, liefen sogleich herzu, sich des Lärms freuend, ja nach einiger Weile, da der Kaufherr es für gut befand fort und fort zu zetern und zu klagen, ließen selbst Händler und Käufer ihre Plätze und kamen herbei, zu sehen, was die Ursache des Geschreis sein möge. Der Anblick der vielen Menschen aber stimmte den Zornigen noch schlechter und er schwur, er wolle keinen Heller Lohnes zahlen. Da wandte der Diener sich, ohne länger seines Rechtes zu warten, und ging leise hinweg, dessen der Händler, der immer weiter seinen Grimm in heftigen Reden ergoß, nicht gewahr wurde und die Menge nicht achtete. Die Schüler

des Rabbi Leib aber lösten sich sogleich aus der Schar und folgten dem Knechte nach. Wie sie hinter ihm hergingen, merkten sie, daß der Fremde, der wie ein Irrlicht vor ihnen herglitt und dessen Schritte die Erde nicht mehr zu hemmen schien, in Sterbekleidern ging. Die Jünglinge hielten sich an den Händen, und so zogen sie lang hinter dem Wanderer her, ehe einer von ihnen den Mut gewann, ihn anzuhalten und zu bitten, er möge ihnen sagen, was zwischen ihm und ihrem Meister sich zugetragen habe und welches sein Wesen sei, da er, so wunderlich gewandelt, so wunderlich sich gebare.

Der Mann hob seinen Blick vom Boden und ließ sie in sein von den Leiden ungezählter Jahre verstörtes Angesicht schauen. Dann begann er zu sprechen. Seine Stimme war wie ein Vogel, der nur im Flug den Sand berührt, voll Begier, der Rast ein Ende zu setzen und mit den Lüften zu gehen.

»Freunde«, sprach er, »ich bin ein Gestorbener seit langer Zeit, lief so viele Jahre auf Erden einher und wußte nicht, daß ich tot sei. Von meiner Seele verlassen, an nichtiges Tun gebunden, hatte ich keine Kenntnis von mir, sinnlos kreuzte ich die Pfade der Welt. Da rief mich das Wort des gesegneten Meisters und weckte mich zur Besinnung. Er hat mir die Erlösung gekündet. Nun gehe ich, mich zu betten, wo

das Lager mir bereitet ist.« So redend schwand er hinweg und ließ die Schüler auf der dunkelnden Straße.

Die aber hielten sich fester an den Händen. Sie wußten nun, warum ihr stiller Meister sich ins Getöse der Märkte und Straßen wandte.

NACHBEMERKUNG

Mit Ausnahme der ersten dieser Geschichten, die, 1914 niedergeschrieben, mit der Zueignung »Den Freunden im Feld gewidmet« in der Jüdischen Rundschau vom 26. November 1914 veröffentlicht worden ist, stammen alle aus der gleichen Zeit, in der ich an meinen ersten chaßidischen Büchern arbeitete. Wie jene auf eine Erzählung des Rižiner Rabbis zurückgeht, so sind die drei letzten Geschichten Bearbeitungen chaßidischen Legendenmaterials, der Stoff der zweiten ist, wiewohl älteren Ursprungs, immerhin einem Büchlein entnommen, das außerdem einige »neue Erzählungen« des Rabbi Nachman von Bratzlaw enthält und danach betitelt ist, und nur die – mit besondrer Freiheit umgedichtete – Geschichte vom Haus der Dämonen gehört einem andern Bereich; ihre vorgefundene Gestalt steht in einem der bedeutendsten jüdischen Volksbücher, dem Kaw ha-jaschar von 1705.

Die meisten der Erzählungen sind bald nach ihrer Entstehung, 1906 und 1907, in Zeitschriften erschienen, doch habe ich in dieses Büchlein nicht die Fassung der Erstdrucke, sondern eine spätere Überarbeitung aufgenommen. »Der Totlebendige« erscheint hier zum erstenmal.

INHALT

—


UNIVERSITY OF CHICAG
44 821 345

